

Jane Doe

**Leben am Abgrund oder
wie man fliegen lernt!**

**„Hoffnung“
bedeutet nicht zu glauben, dass
Alles wieder gut wird, sondern
dass man in Allem einen Sinn erkennt!**

Impressum

Titel:
Leben am Abgrund oder wie man fliegen lernt!
ISBN-Nr. 978-3-947110-05-6
Auflage 1

Autorin: Jane Doe
Cover: Peer Stone
Verlegt durch: Augusta Presse & Verlags GmbH

Hinweis

Die Angaben in diesem Buch beruhen auf eigenen Erfahrungen der Autorin,
es ist kein Rechtsanspruch herzuleiten.

Erinnerungen aus Kindertagen	8
Jugendjahre	27
Diagnose Krebs	64
Samantha	98
Neue Wege	122
Dunkle Schatten Teil 1	157
Dunkle Schatten Teil 2	205
Wohin führte mich mein Weg?	227
Dialyse	277
Transplantation	335
Thomas von Inis Vitrin	369
Unser gemeinsamer Weg nach Avalon	422
Heute	468
Plädoyer für das Leben	483

Danksagung

Dass ich den Mut fand, dieses Buch überhaupt zu schreiben, verdanke ich in erster Linie meinem Lebens- und Seelengefährten Thomas.

„Ohne Dich hätte ich weder die Kraft gehabt weiterzuleben, noch wäre ich jemals auf die Idee gekommen, mich als Autorin zu versuchen. Ich liebe Dich und bin stolz darauf, Deine Frau zu sein.“

Auch meine langjährigen Seelenschwestern Manuela und Rebecca haben mir unermüdlich Mut gemacht und an mich geglaubt. Ich danke Euch für Eure Freundschaft und immerwährende Unterstützung.

Ein besonderes Wort möchte ich auch an meine behandelnden Ärzte richten:

Ich bedanke mich für die letzten zehn Jahre der Fürsorge und Betreuung, die oftmals über das normale Maß hinausgingen. Ohne Sie wäre ich gesundheitlich überhaupt nicht in der Lage, dieses Buch zu verfassen. Immer hatten alle Drei Zeit für mich; ich konnte mich in jeder noch so schwierigen Lage auf meine behandelnden Ärzte verlassen. Auch für private Dinge hatten Sie immer ein offenes Ohr und den richtigen Rat. Ihrem professionellen und schnellen Eingreifen verdanke ich mehr als einmal mein Leben.

Erinnerungen aus Kindertagen

Im Dezember 1958 bin ich geboren worden. Meine Mutter war Hausfrau, wie es sich damals „gehörte“ für eine „anständige“ Frau und versorgte meinen knapp zehn Jahre älteren Halbbruder – den ich nur Lancelot nannte – und mich.

Mein Vater war durch eine Beinamputation schwerbehindert und verbrachte seine Zeit damit, sich zu bemitleiden und täglich zu betrinken. Er hat wohl nie verkräftet, dass er schon in jungen Jahren ein Bein verlor. Allen Leuten, auch denen, die es gar nicht hören wollten, erzählte er von seinem schweren Motorradunfall und den ja nun eindeutig sichtbaren Folgen. Er sonnte sich im Mitgefühl und Verständnis der Leute bis diese mitbekamen, dass mein Vater ein notorischer Lügner und Aufschneider war; wahrscheinlich aus mangelndem Selbstbewusstsein heraus. Das Dumme war er hatte niemals einen solchen Unfall. Er erfand diese Geschichte, weil er Krankheiten hasste und diese in seinem Leben nichts zu suchen hatten. Krankheiten waren „unmännlich“ und etwas für „alte Weiber“, die mit ihrer Zeit nichts anzufangen wussten. Nein, er war niemals krank. Ums Verrecken hätte er nicht zugegeben, dass er sich als junger Mann bei der Arbeit – die er nur selten genug verrichtete – auf einer Baustelle am Fuß verletzt hatte. Aus panischer Angst vor Ärzten, die er allesamt als Quacksalber bezeichnete, ließ er seine Wunde nicht behandeln. Er war ja ein „ganzer Kerl“ und marschierte mit einer entzündeten, eitrigten Wunde vor den Augen seiner Kollegen im schmutzigen Grundwasser herum. Vater bekam Wundbrand, der Fuß wurde schwarz....! Erst in diesem Zustand ging er ins Krankenhaus. Nachdem er alle Warnungen in den Wind geschlagen hatte, war es nun zu spät. Das Bein war nicht mehr zu retten. Schuld an seinem Elend aber hatten alle anderen, nur er nicht – das blieb sein ganzes Leben lang so. Später

erzählte er selbst mir, die es besser wusste, diese Geschichte von seinem Unfall. Er glaubte mittlerweile selbst daran. Das hat sich bis heute nicht mehr geändert. Anstatt aus seinem Leben das Beste zu machen – er war sehr begabt was das Zeichnen und Basteln betraf – tyrannisierte und schlug er lieber seine Frau und seinen Stiefsohn, der aus einer früheren Beziehung meiner Mutter stammte. Sie, die gelernte Konfektionsschneiderin war durfte, außer hin und wieder für Bekannte etwas zu nähen, keiner Arbeit nachgehen. Die Leute hätten ja glauben können, mein Vater könnte seine Familie nicht ernähren. Was er natürlich auch nicht konnte.

Im Prinzip schlugen meine Eltern sich mit Hilfe meiner Großeltern gerade eben so durch. Miete brauchte ja nicht bezahlt zu werden, da unser Häuschen meinen Großeltern gehörte; und alles andere teilten meine Großeltern mehr oder weniger mit ihrer Tochter. Mein Vater nahm zwar hin und wieder irgendeinen Gelegenheitsjob an, schob sein ständiges Scheitern jedoch nicht seiner Faulheit und Unzuverlässigkeit zu, sondern seiner „schweren Behinderung“. Manche – wie schon erwähnt – bemitleideten ihn, die meisten Leute in unserer Gegend jedoch verachteten ihn, weil sie sehr wohl erkannt hatten, was er für ein Mensch war.

Mein Vater war ein zirka 1.70 Meter großer Mann und ein echter Frauentyp. Wenn er wollte, konnte er richtig charmant sein. Jedoch konnte er diese Maske nie lange aufrecht erhalten, so dass Leute mit einer einigermaßen guten Menschenkenntnis ihn schnell durchschauten. Dass er gut aussah, war wohl der Grund dafür, dass meine Mutter damals auf ihn hereinflie. Auch Mutter war eine sehr hübsche Frau. Nicht sehr groß und wohl proportioniert. Weibliche Rundungen waren damals noch modern. Sie hatte feuerrote Locken. Ja, damals war sie sehr

schön. Ich selbst war ein wohl recht niedliches Kind; lange blonde Locken fielen mir bis auf den Rücken, die nur durch einen Pferdeschwanz zu bändigen waren. Ich hatte blaue Augen und war eigentlich immer mopsfidel. Krank war ich eigentlich nie. Ich war eben ein Kind wie Hunderttausende andere Kinder auch. Auch ich hatte, genau wie Lancelot, hin und wieder Unsinn im Sinn und dachte mir allerlei Streiche aus, worunter meine Familie und unsere Besucher oft leiden mussten. Wurde ich erwischt, setzte ich meine Unschuldsmiene auf und wusste, dass ich damit durchkam, weil man mir als rechtes Nesthäkchen sowieso alles nachsah'. Richtig böse war mir nie jemand. Nötigenfalls konnte ich ja flüchten, wenn ich Lancelots Geduld einmal überstrapaziert hatte...

Lancelot war für einen Jungen seines Alters nicht besonders groß. Er hatte wilde Locken, die, ebenso wenig wie die meinen, nicht zu bändigen waren. Er war drahtig und sehr kräftig und immer für eine Rauferei mit den anderen Jungs in unserer Umgebung gut. Dabei blieb er stets fair. Seine Wertvorstellungen damals entnahm er wohl zum größten Teil seinen Büchern über große Helden, Indianern und Sagen. Ich glaube, er war davon überzeugt, dass er im letzten Leben einmal ein römischer Legionär war. Jedenfalls erinnerte sein Aussehen daran. Da er nun einmal vom Wuchs her nicht sehr groß war, musste er halt auf andere Weise ein großer Mann werden. Er arbeitete daran ...

Wir lebten also gemeinsam mit den Eltern meiner Mutter in einem kleinen Haus im Norden von Berlin. Meine Großmutter hatte es nach dem Krieg fast ganz allein wieder aufgebaut, da Großvater jahrelang in russischer Gefangenschaft war. Es sah auch dementsprechend aus. Unverputzt und windschief, aber urgemütlich. Es mutete beinahe wie ein Knusperhäuschen aus dem Märchen an. Meine Großeltern hatten Stube und Küche, genauso wie wir. Eine Heizung oder fließendes Wasser oder viel-

leicht gar eine Toilette gab es nicht. Dass es Badezimmer überhaupt gab, wusste ich nicht. Wir hatten im Garten einen Brunnen, aus dem meine Mutter jeden Morgen zwei große Eimer Wasser holte. Im Schuppen hatten wir einen Abtritt, der jeden Abend in die „Mistkute“ entleert wurde. Die Mistkute war Sperrgebiet in unserer Gegend. Man erzählte sich, dass dort auch schon hin und wieder Kinder verschwanden. Dort sollten böse Trolle und Kobolde hausen. Dieses Wissen genügte mir, immer einen großen Bogen um diesen unheiligen Ort zu machen. Die schrecklichen Geschichten, die sich um die Mistkute rankten, waren für meine Eltern und Großeltern die beste Versicherung, dass uns Kindern nicht einfiel, dort zu spielen und vielleicht hineinzufallen.

Geheizt wurde mit einer uralten eisernen „Kochmaschine“. Darauf wurde auch gekocht und das alte Bügeleisen angewärmt, wenn dies nötig war. Eigentlich spielte sich das gesamte Leben meiner Großeltern und meiner Eltern in der Küche ab, wenn das Wetter zu schlecht war, um sich im Freien aufzuhalten. Im Spätsommer, wenn die Früchte des Gartens geerntet wurden, herrschte in Großmutter's Küche immer Hochbetrieb. Lance und ich mussten mithelfen, das viele reife Obst zu sortieren und zum Einkochen für den Winter vorzubereiten. Dass wir dabei naschten, was das Zeug hielt, steht ja wohl außer Frage. Abends, nach Beendigung der Arbeit, war uns oft schlecht; von dem Bauchweh einmal ganz abgesehen. Wir hatten zu viel Obst durcheinander gegessen, taten es am nächsten Tag jedoch erneut.

Ich erinnere mich an einen Sommer, als die Bäume des Gartens mehr Obst trugen, als wir verarbeiten konnten. Als 120 Flaschen des köstlichsten Saftes abgefüllt waren und Dutzende von Einmachgläsern für den Winter mit Gelee, Marmelade und Kompott eingekocht waren, gaben wir auf. Großmutter lud alle Bekannten und Verwandten ein, die

abends glücklich mit gefüllten Körben voll des leckersten Obstes heimgehen. Beinahe hätte man uns als Selbstversorger bezeichnen können. Unser Land gab alles her, was wir brauchten. Großvater saß manchmal in der „guten Stube“ und las Zeitung oder hörte Radio. Er war ein sehr stiller Mann, was sicher durch seine schrecklichen Kriegserlebnisse kam. Er war mager und trug eine Brille mit runden Gläsern. Das verlieh' ihm ein sehr kluges Aussehen. Beim Radiohören durfte er nicht gestört werden, sonst konnte er sehr ungemütlich werden, zumal er kleine Mädchen überhaupt nicht mochte. Als meine Großmutter ihm damals eine Tochter, also meine Mutter, schenkte, sprach er ein Jahr mit ihr kein einziges Wort und würdigte sein Kind die ersten Lebensjahre keines Blickes. Er verzieh seiner Frau nie, dass sie ihm keinen Sohn geboren hatte. Sie können sich denken, dass es um die Ehe meiner Großeltern auch nicht besonders bestellt war, doch geschlagen hat mein Großvater seine Familie nie. Das machte ihn für mich zu etwas sehr besonderem. Ich wusste, dass er mich nicht mochte, ich war ja immerhin nur ein Mädchen. Manchmal jedoch reichte er mir aus dem Stubenfenster ein Leberwurstbrot, welches er selbst zubereitet hatte mit den Worten: „Hier, mein Kind, aber sag' es niemandem!“. Bei diesen Anlässen fühlte ich mich sehr wichtig, denn immerhin hatten Großvater und ich ein Geheimnis..., dass er mir heimlich Leberwurstbrote schmierte. Auch durfte ich manchmal bei ihm sitzen, wenn er las. Ich wunderte mich dann, dass man Bücher ohne Bilder lesen konnte und - ohne die Lippen zu bewegen. Das entzog sich völlig meinem Verständnis, da ich des Lesens ja noch nicht mächtig war. Ich fand es sehr spannend, dass Großvater stundenlang in Büchern oder Zeitungen starrte und sich nicht langweilte. Ich ging mittlerweile in die erste Klasse und wollte so schnell wie möglich auch lesen und schreiben lernen. Solange lernte ich meine Märchenbüchertexte auswendig. Wenn mir von Lancelot oder Großmutter vorgelesen wurde, passte ich so genau auf, dass ich alles nach dem

zweiten oder dritten Mal auswendig wusste. Besucher, die kamen, unter anderem auch unser Pfarrer, dachten, dass ich schon lesen könnte. Dass ich alles auswendig lernte, merkten sie nicht. Schon zu dieser Zeit liebte ich Bücher. Ich ahnte, dass sie eine Welt beinhalteten, die unsere Phantasie bei weitem übertraf. Ich glaube, meinem Vater war meine Vorliebe für Bücher schon damals nicht recht. Er selbst hat in seinem Leben wohl nicht ein einziges Buch gelesen. Lesen und Schreiben konnte er auch nur mangelhaft; vielleicht lag es daran, dass er nie Freude am Lesen fand. Unseren Garten muss ich noch näher beschreiben, da dieser etwas ganz Besonderes war. Er war völlig verwildert und heute hätte jeder Naturliebhaber seine helle Freude daran. Es gab einen Teich und vielerlei wilde Blumen. In unserem Teich lebten einige Fische. Unter ihnen Großmutter's Goldfisch. Sie nannte ihn Bonifatius. Ich fand ihn ziemlich langweilig, weil man mit ihm nicht spielen durfte. Großmutter hatte immer ein wachsames Auge auf uns Kinder, wenn wir uns dem Teich näherten. Sie fürchtete weniger um unsere Sicherheit, sondern mehr Sorgen bereitete ihr die Sicherheit von Bonifatius. Wir hatten eine Menge Apfel- und Birnenbäume. Das Grundstück hatte etwas Verwünschenes, was unserer Phantasie natürlich immer neue Nahrung bot. Viele Wildtiere lebten bei uns in guter Nachbarschaft. Jeden Herbst kam eine Igelfamilie zum Überwintern zu uns und machte es sich in einem Blätterhaufen hinter unserem Häuschen bequem. Nur der Maulwurf mit seiner Familie war unerwünscht und brachte meinen Großvater zur Raserei, weil er das kleine Stückchen Rasen aufwühlte, das mein Großvater diesem wilden Stückchen Natur abgerungen hatte. Im Winter verwandelte sich unser Zaubergarten in eine märchenhafte Landschaft aus Eis und Schnee. Ich liebte diese Jahreszeit für ihre Schönheit ganz besonders. Vielleicht, weil ich selbst ein Winterkind bin. Die bizarren Formen der Eiskristalle an den Fenstern hatten es mir angetan. Der ganze Garten war in ein geheimnisvolles Licht getaucht und glitzerte

manchmal im Wintersonnenlicht in allen Farben des Regenbogens. Zu diesen Zeitpunkten war ich glücklich. Diesen Anblick habe ich mein ganzes Leben lang nicht vergessen und freue mich noch heute am Winter mehr als am Sommer. „Die Schneekönigin“ war natürlich mein Lieblingsmärchen, wie sollte es auch anders sein. Immer wenn ich an kalten Wintertagen draußen spielen durfte, suchte ich sie. Ich war fest davon überzeugt, dass sie in unserer Gegend lebte. Leider fand ich die Schneekönigin niemals, dafür holte ich mir aber des öfteren einen kräftigen Schnupfen. Den holte ich mir auch eines Tages, als ich mit Lance spazieren ging. Wir liefen gerade an einem kleinen Bach entlang und suchten Salamander und Eidechsen, als ich mich vor einem herannahenden Hund dermaßen erschreckte, dass ich rückwärts die Böschung hinab purzelte und ins Wasser fiel. Ich konnte damals noch nicht schwimmen und war tatsächlich in größter Gefahr. An meiner Körpergröße gemessen war der Bach recht tief. Nur Lancelots mutigem Eingreifen verdanke ich, dass ich gerettet wurde. Er sprang kopfüber hinter mir her – was bei der geringen Gewässertiefe sehr gefährlich hätte werden können – und zog mich aus dem Wasser. Wie ein Held es nun einmal so tut, trug er mich den ganzen Weg auf seinen Armen nach Hause. Schon von Weitem war uns die Kunde von meinem Unfall vorausgeeilt. Durch ein Spalier von Nachbarn und deren Kindern, und unter größtem Beifall trug er mich bis zu unserem Haus. Mutter war zu Tode erschrocken und dankte ihm überschwänglich für meine Rettung. Großmutter holte Decken und eine Wärmflasche. Meinen Protest völlig missachtend – ich war immerhin beinahe ertrunken – steckten sie mich ins Bett. Um meinen Widerspruch zu beenden, gab Lance mir seine Micky Maus-Hefte.

Damit war ich zufrieden und gab endlich Ruhe. Er war natürlich der große Held des Tages und sonnte sich in seinem Ruhm. An diesem Tage

durfte er alles tun, wonach ihm der Sinn stand. Alle waren ihm dankbar, dass er so schnell gehandelt hatte. Später bekam er eine wundervolle Urkunde von unserer Mutter, in dem seine mutige Tat gebührend gewürdigt wurde. Alle seine Freunde kamen, um mich – die Errettete – und seine tolle Urkunde zu bestaunen. Die Urkunde war endlich ein Beweis für Lancelots Heldenhaftigkeit. Jetzt hatte er es schwarz auf weiß. Auf unserem Dachboden hatte sich ein Wiesel eingerichtet. Bis Großmutter herausbekam, was des Nachts immer so polterte, glaubten wir alle unverbrüchlich an ein Gespenst, das sein Unwesen trieb. Dass es letzten Endes ein Wiesel war, wollte keiner von uns wissen. Wir wollten unseren Geist behalten und basta. Ein echtes Gespenst war ja immerhin etwas, das nicht jeder hatte. Wir gruselten uns mit Wonne und das sollte auch so bleiben. Wenn damals schwere Sommergewitter niedergingen, saßen wir alle zusammengekauert vor Großmutter's Herd und hofften, dass kein Blitz einschlug. Wir lauschten ihren Gruselgeschichten. Wenn unser Wiesel sich dann auch noch bemerkbar machte, war der Abend ein voller Erfolg für uns Kinder. Großmutter war eine kleine hagere, vom Leben gebeutelte, Frau, die immerhin beide Weltkriege und so manche Hungersnot miterlebt hatte. Mir war völlig klar, dass man nach solchen Erlebnissen auch nicht wohlgenährt aussehen konnte. Ich achtete immer darauf, dass sie beim Mittagessen – wenn ich bei ihr war – genug aß. Es könnte ja passieren, dass wir wieder eine Hungersnot bekämen. Dann sollte sie sich wenigstens beizeiten etwas Speck anfuttern. Großmutter durfte man aber nicht unterschätzen. Sie hatte einen eisernen Willen und war sehr zäh. Trotz das sie eine harte Frau war, hatte sie ein goldenes Herz und liebte uns Kinder. Das zeigte sie bei jeder Gelegenheit. Zu ihren Lebzeiten – sie starb 1986 – habe ich ihr leider niemals gesagt, wie sehr ich sie geliebt habe. Das tut mir noch heute in der Seele weh. Was würde ich darum geben, wenn ich es ihr noch einmal sagen könnte. Ich hoffe, dort wo sie jetzt ist, weiß sie es. Großvater bastelte